

Leseprobe



**DAS
PURPURNE
TUCH**

Wolfgang Wiesmann

Kriminalroman



DER VERLAG

DAS PURPURNE TUCH

Wolfgang Wiesmann

1. Auflage März 2018

©2018 OCM GmbH, Dortmund

Gestaltung, Satz und Herstellung:

OCM GmbH, Dortmund

Verlag:

OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-verlag.de

Print ISBN 978-3-942672-59-7

E-Book ISBN 978-3-942672-60-3



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

I Gen Albion, 9 n. Chr.

Noch perlte der Nieselregen aus ihrem Haar und tropfte über ihre Stirn auf das durchnässte Vlies aus Schafswolle, das ihr Nashtia zum Abschied unter Tränen geschenkt hatte. Sie folgte aufmerksam den Tropfen, wusste sie doch, wie weh sie tun würden, wenn es weiter abkühlte und die Zahl der sonnenlosen Tage zur Verzweiflung stiege und ihre Kleider nicht trockneten. Eis, so hatte ihr der alte Khoman mit gewetzter Zunge erzählt, kriechen unter die Haut und färbe das Blut blau, bis es erstarrte. Tot wäre sie dann trotzdem nicht, denn alles Blaue berge das ewige Leben. Sie erinnerte sich an seine kleinen dämonischen Augen und wie er damals sein Haupt der Sonne entgegenreckte und mit den Händen ihre Strahlen auf sich zu fächerte.

Khoman lungerte im Hafen herum, immer auf der Suche nach leichter Arbeit, aber eigentlich lockten ihn die Almosen, die ihm römische Händler und hochgestellte Bürger zusteckten. Manchmal verdiente er einen Tageslohn, wenn mal wieder ein italienischer Siedler in Karthago gelandet war und Hab und Gut mitsamt Familie mitgebracht hatte, um in der Nähe der Thermen und des Odeons eines der stattlichen Häuser zu beziehen. Als ausgedienter Seefahrer kannte Khoman sich im Hafen aus. Schnell organisierte er Eselskarren und eine Schar streunender Halbwüchsiger, um den Transport der Güter und der Gemahlin des römischen Neubürgers in Karthago zu gewährleisten.

Khoman schwärmte für Farben. Purpur sei ihre Königin, philosophierte er. Blau war reserviert für

das Dach der Welt und seine Meere. Rot gehörte der Sonne. Alle anderen Farben standen den Menschen zu. Aber – so habe er selbst gesehen – hätten manche von ihnen blaue Augen und rotes Haar. Vor denen müsse man sich in Acht nehmen, weil sie an falsche Götter glaubten. Dann blickte er zum Horizont und ein verschmitztes Lächeln kroch über seine sonnengegerbte Haut, denn er wusste, dass die heimlich geplante Reise nach Britannien, von der sie ihm im Vertrauen erzählt hatte, ohne ihn stattfinden würde.

Ein eisiger Wind zog auf. Sie sah trotzig auf ihre Hände, bevor sie abrupt unter ihrem Umhang verschwanden. Die Vorboten von Khomans Weisheit verschafften sich unmissverständlich Raum, eroberten das Schiff still und ohne Gegenwehr. Immer häufiger versanken die kleinen Tropfen nicht mehr im Stoff ihres Gewandes, sondern klammerten sich aneinander zu einer Schicht aus schillernden Kristallen. Sie richtete ihren Blick auf die Sterne und sah den Mond in voller Blässe, kalt wie der Schiffsboden und ihre Füße. Der Mond war ein mächtiger Verbündeter auf See. Das wusste sie aus eigener Erfahrung und aus Erzählungen der Männer, aber nun klagte sie das bleiche Himmelsauge der Komplizenschaft an. Warum huldigte er dem Eis in dieser sternklaren Nacht, so dass sie sich mehr vor dem blauen Tod fürchtete als vor dem, der ihr bevorstand? Leider musste sie in den letzten Tagen öfter an Khoman denken, als ihr lieb war. Aber hatte er nicht alle Wetter überlebt? Was war es also, das sie fürchtete? Das Eis war fremd, während sie das Wasser wie eine Heldin durch viele stürmische Manöver zu beherrschen gelernt hatte. Das Fremde war unberechenbar und wenn es stark war, waltete ein Gott

darüber. Wie es schien, war dieser Gott ihnen nicht wohlgesinnt und könnte gar die Mission zum Scheitern bringen. Einen Augenblick spürte sie Erleichterung bei dem Gedanken, ihrem Opfertod zu entrinnen, doch welches Schicksal ereilte sie stattdessen?

Sie entstammte dem edlen Blut eines Kriegsfürsten aus Iberien, wurde als Kind von dort verschleppt und diente als Sklavin bei einer römischen Aristokratenfamilie in Karthago. Mit zwölf ließ sie sich die Haare stutzen und heuerte unter dem Namen Carruso als Schiffsjunge an. Seit vier Jahren segelte sie über die Meere. Dem Tod hatte sie mehrfach ins Auge gesehen, sodass er ihr keine Panik mehr einjagte, doch einem eisigen Gott wollte sie nicht in die Hände fallen.

Mit der Kälte hatte auch die Stimmung an Bord einen Tiefpunkt erreicht. Mit jedem Tag, den sie die Küste Galliens entlanggekrochen waren, war es stiller geworden. Selbst Kafur, dessen Mund einen ständigen Singsang oder eine unwahre Geschichte von sich gab, stöhnte, dass ihm die Kehle schmerzte. Mit jedem Wort, so hatte er sich entschuldigt, rieb es wie Feuer in seinem Schlund. Er musste sich schonen, da er am Opfertag zu singen hatte.

2 Planquadrat 17 A

Schlieffen ging voraus. Die Gruppe der Studenten folgte ihm auf den Fersen, um keine seiner Bemerkungen zu verpassen. Bowereit und Steinhofen standen an einer senkrechten Kante aus beigefarbenem Sandgestein. Bis dahin waren die Ausgrabungen fortgeschritten. Die Kante war etwa dreiviertel Meter hoch und zog sich in gerader Linie 20 Meter durch das mit wildem Gras bewachsene Gelände.

Die beiden Männer schienen zu diskutieren. Bowereit gestikulierte allerdings in einer Form, die eher nach einem Streit aussah als nach einer sachlichen Argumentation. Als er Schlieffen und die Gruppe der Studenten kommen sah, wandte sich Bowereit von Steinhofen ab und begrüßte Schlieffen überschwänglich.

„Erfreulicher Besuch! Wir können eine Aufmunterung gebrauchen. Seit Tagen kein Fisch im Netz, nicht mal eine einzige Tonscherbe. Die Verteilungskurve der Funde zeigt eine signifikante Reduzierung in nordwestlicher Richtung. Ich schlage vor, die südliche Linie zu intensivieren.“

Eine Studentin mit langen schwarzen Haaren hörte interessiert zu. Angelina war Italienerin und hatte ihr Grundstudium in Pisa absolviert. Sie stand etwas abseits der Gruppe und beobachtete Steinhofen, der sich zu Wort melden wollte, aber von Bowereit mit einer Aufforderung an alle, die Arbeit wieder aufzunehmen, übergangen wurde. Während die anderen Studenten sich an ihre Plätze begaben, blieb Steinhofen stehen und nahm Blickkontakt mit Schlieffen auf.

„Würden Sie sich das mal ansehen, Herr Dr. Schlieffen?“, bat Steinhofen und machte ein paar Schritte auf die Kante zu. Angelina trat ebenfalls hinzu, Bowerit folgte als Vierter. Steinhofen kniete sich nieder, nahm eine kurze Messlatte und deutete auf einen rötlichen Streifen im Erdreich.

„Ich habe bei den anderen Studenten nachgefragt“, betonte Steinhofen. „Die haben eine derartige Einfärbung noch nicht gesehen. Ich halte das für einen Grund, hier weiterzumachen.“

Schlieffen beugte sich herunter, kratzte einige Sandklumpen mit einem kleinen Spachtel ab und fing das Material in einer weißen Plastikschaale auf.

„Es sollte mich wundern, wenn das zu einem Fundstück führt. Roter Sand, welche archäologische Relevanz sollte das haben?“

Schlieffen hatte die Frage nicht wirklich gestellt, sondern nur laut nachgedacht. Steinhofen fühlte sich aber angesprochen, wollte reagieren, doch Bowerit fuhr ihm erneut über den Mund und ergriff das Wort.

„Geologisch sicher von Interesse, aber nichts für uns.“

Angelina mischte sich ein und lächelte ihrem Kommilitonen Steinhofen aufmunternd zu.

„Vielleicht hat Herr Steinhofen eine Idee?“

Steinhofen bückte sich und umfuhr eine bestimmte Stelle im Sediment des Sandes.

„Sehen Sie bitte. Hier handelt es sich um einen kleinen Toneinschluss, der die Stelle der Verfärbung des Sandes zentral markiert. Es könnte doch sein, dass der kleine Tonklumpen beim Abtragen von Sedimentschichten aufgebrochen wurde und dadurch der Sand rot eingefärbt wurde.“

Bowereit tat genervt, aber Schlieffen behielt die Situation im Auge.

„Was genau wollen Sie damit sagen, Herr Steinhofen? Wären wir nicht ohnehin auf diesen Sand gestoßen?“

„Wären wir, aber nicht so!“ ereiferte sich Steinhofen. Angelina nahm etwas Sand zwischen zwei Fingerspitzen und rieb. Bowereit drängte auf Beendigung der Debatte.

„Das führt zu nichts, reine geologische Abnormalität. Irrelevant. Kommen Sie, Herr Schlieffen, wir sehen uns den Bodenschnitt im Süden des Grabungsfeldes an.“

„Einen Moment noch“, bat Schlieffen. „Lassen wir Herrn Steinhofen doch erklären.“

Steinhofen holte tief Luft. Seine Hand zitterte wie bei einem Alkoholiker. Offensichtlich war er sich bewusst, dass er es gerade darauf anlegte, sein Verhältnis zu Bowereit stark zu beeinträchtigen.

„Ich meine, dass der Sand erst kürzlich, also vielleicht erst gestern oder heute, so rot gefärbt wurde, es sich also nicht um eine geologische Abnormalität handelt.“

Bowereits fachliche Einschätzung der Lage wurde gerade von einem Durchschnittsstudenten massiv torpediert. Er warf Steinhofen einen abmahnenden Blick zu und wandte sich an Schlieffen.

„Ich glaube, wir sind uns einig, hier nur wertvolle Zeit zu vergeuden. Wenn Sie mir bitte folgen. Ich möchte Ihnen unsere letzte Fundstelle dort drüben zeigen.“

Schlieffen warf einen kritischen Blick auf die rötliche Verfärbung im Sediment, schüttelte dann aber ablehnend den Kopf.

„Meines Erachtens sollten wir auf dem Teppich bleiben. Steinhofen, Sie haben aufmerksam hingeschaut, aber ich glaube nicht, dass Ihre Erklärung ausreicht, um ein ganzes Team von jungen Forschern in diese

Richtung zu leiten. Wir schließen hier ab und machen im Süden weiter.“

Schlieffen verzichtete auf eine Besichtigung der südlichen Fundstelle und ließ sich von Bowerit zum Zelt begleiten, wo er sich noch eine Tasse Tee gönnte, bevor er zur Uni fuhr, um dort an seinem Buch über keltische Symbolik weiterzuschreiben. Eine Professur wäre längst fällig gewesen, aber irgendwie hatte ihm bisher das gewisse elegante Element in seiner Habilitationsschrift gefehlt.

4 Aurelia

Aurelia Asche hatte die Differenzialgleichung gelöst, bevor es schellte. Das bedeutete: keine Hausaufgaben. Ihre Mitschüler kannten das. Sie war eben unschlagbar in Mathe und Physik, stellte manchmal sogar Fragen, die die Lehrer abwiegelnd so bewerteten, dass sie nicht zum Thema gehörten und im Übrigen dafür keine Zeit sei. Aurelia war nach Ansicht ihres Vaters ein hochbegabtes Kind mit autistischen Zügen. Eher introvertiert, meinte ein Psychologe, aber den hatten Aurelias Eltern abgelehnt. Ihr Vater wollte ein autistisches Kind, das besonders war und es auch bleiben sollte. Die Eltern wussten nicht, dass Aurelia einen Freundeskreis pflegte, den sie ihr kategorisch verboten hätten. Aurelia war ein Elitedenker, immer einen Schritt voraus, so auch als Kind, was ihr Lob einbrachte, wenn sie mal wieder besonders schlau war und ihren Eltern Freude machte.

Donnerstagabend. Smirty musste raus, Gassi gehen. Aurelias Eltern hatten ihr einen Hund gekauft, weil ein Tier helfen würde, ihre Gefühle besser zu entwickeln. So hatte es jedenfalls im Internet gestanden. Ihr Vater erklärte ihr die Vorteile, die Aurelia auch einsah, aber dass sie Pflichten übernehmen sollte, stand nicht im Internet. Missmutig nahm sie die Leine und verließ mit Smirty das Haus.

Smirty war ein Mischlingshund, die galten als robust und waren billig. Aber Smirty war tatsächlich ein besonderes Exemplar, denn er besaß eine Spürnase, die das normale Maß seiner Artgenossen übertraf. Im Vergleich zu denen war er Gold, im Vergleich zu den Menschen war er ein olfaktorisches Wunderwesen.

Sie kamen auf ihrem Spaziergang an den Grabungsstätten vorbei. Smirty lief kreuz und quer über den angrenzenden Acker, die Nase stur nach unten. Er beschleunigte, als er sich dem Ausgrabungsareal näherte. Die Umgrenzung war markiert und Halterns Einwohner respektierten die Zone. Smirty sah das anders.

„Smirty, komm sofort her! Wenn ich dich kriege, kommst du an die Leine“, rief Aurelia zornig. Er war aus ihrem Gesichtsfeld verschwunden und es war bereits dunkel. Zum Glück schien der Mond. Sie machte sich Sorgen, er könnte weggelaufen sein, aber dann hörte sie ein übereifriges Japsen, was er jeden Morgen veranstaltete, wenn er auf sein Futter wartete. Aurelia folgte den Lauten und hoffte, dass er sich nicht im Grabungsfeld verletzt hatte. Sie stieg über das Flatterband und trat an den Rand des sandigen Forschungsareals. Smirty sah aufgeregt zu ihr hoch und steckte dann seine Nase in ein ovales Loch in der sandigen Wand. Wie sie Smirty kannte, hatte er dort gebuddelt, weil es etwas zu riechen gab. Aurelia sprang hinunter. So gut der Mond ihr dabei half, das Loch zu untersuchen, so dunkel blieb trotzdem sein Innerstes, also fasste sie vorsichtig hinein. Außer einer kleinen wulstigen Form weit im Innern war nichts zu spüren. Als sie ihre Hand im Mondlicht betrachtete, war sie rötlich gefärbt. Aurelia erschrak. Sie rieb beide Hände aneinander, um den Sand abzustreifen, mit dem Resultat, dass nun auch die andere Hand gefärbt war. Smirty schnupperte an dem Loch und sie roch an ihren Händen, aber da war kein Geruch. Sie nahm Smirty an die Leine, kletterte aus der Grabungsstätte und ging sofort nach Hause. Unterwegs rieb sie ihre Hände an der Hose, aber die Färbung blieb. Sie kannte Verfärbungen der Haut von Holunderbeeren,

die sie für ihre Oma pflückte, die daraus Saft machte. Aber was dort in dem Erdloch steckte, könnte Tausende von Jahren alt sein. Das ängstigte sie plötzlich. Würden ihre Hände für immer rot bleiben? Hoffentlich hatte sie sich nicht ins Gesicht gefasst. Zu Hause angekommen, ging sie gleich ins Badezimmer und sah im Spiegel eine tadellose Gesichtshaut, doch die Verfärbungen an ihren Händen ließen sich nicht abwaschen. Sie versuchte den ätzenden Toilettenreiniger, selbst der versagte. Auch ihre Mutter wusste keinen Rat. Da Aurelia keine Schmerzen hatte, wollte man bis zum nächsten Morgen warten, um zum Arzt zu gehen.



Wolfgang Wiesmann, Dipl. Ingenieur und Lehrer, wanderte 2000 mit seiner Familie nach Irland aus. Er unterrichtete dort an verschiedenen Schulen. Einige Jahre arbeitete er im sozialen Dienst des irischen Gesundheitswesens. Danach bewies er sich als Manager eines Restaurants. Es folgte das Studium der traditionellen chinesischen Medizin. Heute arbeitet Wiesmann als selbstständiger Therapeut und psychologischer Berater. Seit 2009 schreibt er leidenschaftlich Romane und Sachbücher.

Bei Ausgrabungen im Römerlager in Haltern am See wird purpurnes Pulver gefunden, das 2000 Jahre lang in der Erde eingeschlossen war. Eine bahnbrechende Entdeckung – aber warum will der Ausgrabungsleiter diesen Fund vertuschen? Da sie ihm nicht mehr vertrauen kann, unterschlägt die Archäologiestudentin Angelina das nächste Ausgrabungsstück – und wird plötzlich von anonymen Anrufern bedroht, die von weiteren Funden wissen.

Bei ihren Nachforschungen stößt Angelina auf die geheimnisvolle Geschichte einer Frau, die vor 2000 Jahren gelebt hat. Doch sie ist nicht die Einzige, die eine Sensation wittert. Schon bald fordert die Jagd auf die wertvollen archäologischen Fundstücke ein Todesopfer.

Bei der Aufklärung des Falls wird Kommissarin Fey Amber nicht nur mit Habgier und Intrigen konfrontiert, sondern auch mit der unermesslichen Anziehungskraft jahrtausendealter Geschichte.

ISBN 978-3-942672-59-7



9 783942 672597

Das purpurne Tuch
€ 12,00 [D] · € 12,40 [A] · CHF 16,00